

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Hikmet, Nazim  
**Die Romantiker**

Roman

Aus dem Türkischen von Hanne Egghardt. Mit einem Nachwort von Peter Bichsel

© Suhrkamp Verlag  
Bibliothek Suhrkamp 1436  
978-3-518-22436-6

SV

Band 1436 der Bibliothek Suhrkamp



Nâzım Hikmet  
Die Romantiker

Roman

Aus dem Türkischen von

Hanne Egghardt

Mit einem Nachwort von

Peter Bichsel

Suhrkamp Verlag

Titel der 1963 erschienenen Originalausgabe: *Yaşamak güzel şey be kardeşim*  
Die deutsche Übersetzung erschien zuerst 1984 im Buntbuch Verlag Hamburg,  
1988 im Luchterhand Literaturverlag Darmstadt (mit Peter Bichsels Nachwort)

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-518-22436-6

1 2 3 4 - 13 12 11 10 09 08

# Die Romantiker



## Der Anfang

Das Dienstmädchen ging voraus, Ahmet folgte ihr in einen breiten, ausladenden Hof, dessen Steinboden eine angenehme Kühle ausstrahlte.

Warum das Mädchen wohl auf Zehenspitzen geht, ob jemand im Haus krank ist? Verdammt, jetzt schleiche ich auch schon aus lauter Angst, jemanden aufzuwecken! Warum muß ich auch sofort nachmachen, was ich sehe? Verdammt noch mal!

Aus Trotz begann Ahmet auf dem steinbedeckten Boden so fest aufzutreten, daß die Metallplättchen seiner Absätze laut klirrten. Einfach aus Trotz!

Sie betraten einen weitläufigen Raum. Hier war es noch dunkler als im Hof.

»Sie möchten sich ein wenig gedulden, läßt der Herr sagen. Man ist gerade bei Tisch.«

Ahmet setzte sich in einen der Sessel, die mit Schonbezügen aus Leinen bedeckt waren. Was unter dem Leinen war, weiß ich nicht. Vergoldete Holzschnitzerei vielleicht, oder roter Samt, wie in dem Sommerhaus meines Großvaters in Üsküdar.

In die Wand war eine Milchglasscheibe eingelassen, dahinter lag das Speisezimmer. Mein Magen knurrte, ich hatte Hunger. Nicht der Duft der Speisen, sondern das Klirren der Bestecke steigerte Ahmets Hunger nur noch mehr. Ihm gegenüber stand eine Anrichte mit eins, zwei, drei, vier, fünf ... fünf Schubladen. Ich schaute in den Spiegel und riß die Augen auf. Dann kniff ich sie wieder zusammen. Ich rieb mir die Nase und zog an meinem Bärtchen, für das die Bezeichnung Schnurrbart reinste Prahlerei war. Ich zog ganz schön lang daran herum, verdammt noch mal.



»Wie schön, daß Sie gekommen sind, Ahmet, mein Sohn!«

»Ich freue mich auch, Sie zu sehen, Onkel.«

Şükrü Bey war sehr groß, hager und hatte graues Haar. Es war vor ungefähr zwei Jahren, im Jahre 1923 in Moskau, daß Ahmet seinen Onkel das letzte Mal gesehen hatte. Şükrü Bey war damals wegen eines Teppichgeschäftes nach Moskau gekommen. Als er aus irgendeinem Grund verhaftet wurde, gab er an, ein naher Verwandter von Ahmet zu sein, der dort an der Universität studierte.

Eines Abends, so gegen sieben, rief mich die Geheimpolizei an. »Ja, das ist ein naher Verwandter von mir«, habe ich gesagt. »Ja, der Ittihat-Partei hat er früher angehört. Agent ist er keiner. Nein, das nehme ich nicht an. Dafür kann ich sogar bürgen.« Eine Stunde später brachten sie Şükrü Bey in Ahmets Zimmer. Ich habe ihm ein erstklassiges Essen vorbereitet. Von Kaviar bis Wodka. Und alles auf Pump. Şükrü Bey aß und trank und sagte dann: »Ahmet, mein Sohn, das vergesse ich dir nicht, solange ich lebe!«

»Wie geht es dir, Ahmet?«

»Danke, Tante, es geht mir gut.«

Tante Cemile ist immer noch hübsch. Wäre der Teufel eine Frau und noch dazu eine hübsche, dann würde er genauso aussehen wie sie.

In Tante Cemile bin ich von frühester Kindheit an verliebt. Sie erzählt immer noch davon, wie sie mich als dreijähriges Kind im Dampfbad des Sommerhauses meines Großvaters in Üsküdar zwischen den Beinen gehalten und abgeschrubbt hat. Und ich werde immer noch rot im Gesicht.

Şükrü Bey hustete.

»Nehmen Sie mir die Frage nicht übel, Ahmet, aber was ist der Grund Ihrer Reise nach Izmir?«

»Ich habe gehofft, Arbeit zu finden, Onkel. Irgend etwas,

das ich machen kann. In Istanbul habe ich jetzt keine Chance mehr, etwas zu finden.«

Şükrü Bey hustete.

Ich wußte schon, was jetzt kommen würde.

»Nun, Ahmet, mein Sohn, ich habe nicht vergessen, was Sie für mich getan haben ...«

Und dann tat er etwas für mich völlig Unerwartetes. Er ging zum Fenster und gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Dann schob er den Vorhang etwas zur Seite. Zwischen den sonnenbeschienenen Zweigen eines Magnolienbaumes hindurch konnte man auf die hinter der Gartenmauer liegende Straße sehen.

»Schau dir den Kerl an, der da an der Ecke hockt. Den Bettler. Der Bursche ist ein Spitzel. Ich werde beobachtet. Sie lassen deinen Onkel nicht in Ruhe, Ahmet. Er hat sich längst aus der Politik zurückgezogen, aber sie sind immer noch hinter ihm her. Geh nach Istanbul zurück, Ahmet, mein Sohn. Laß Gras über alles wachsen, ich schicke dir Nachricht. Wenn du Fahrgeld brauchst, gebe ich es dir ... Das schulde ich dir noch für Moskau.«

»Geld habe ich.«

»Haben sie eure Zeitungen verboten?«

»Ja.«

»Haben sie auch schon damit begonnen, Leute von euch zu verhaften?«

»Nein.«

»Aber eure Fotos liegen aus. Hier, bei der Polizei.«

»Das glaube ich nicht.«

»Aber ganz bestimmt. Wenn bekannt wird, daß Sie zu mir gekommen sind, sind wir beide dran. Sie werden die Leute

von euch verhaften. Und mich werden sie auch vor Gericht stellen. Ganz bestimmt.«

Als Ahmet vor das Haus trat, blendete ihn das grelle Licht. Um nicht an dem Bettler an der Ecke vorbeigehen zu müssen, bog er nach links ab. Ob der Kerl tatsächlich ein Spitzel war? Oder hatte das Şükrü Bey nur erfunden, um mich zu täuschen? Er ging die Straße hinunter. In der glühenden Mittagshitze war hier, in diesem vornehmen Viertel, keine Menschenseele zu sehen. Die Fensterläden der Häuser, vor denen meistens Magnolienbäume standen, waren geschlossen. Weit unterhalb der Straße breitete sich die Bucht von Izmir aus. Breit, regungslos, wie in sich abgeschlossen. Wie kommt man in diese Bucht? Wo öffnet sie sich ins weite Meer? In diesen Gewässern hatte 1919 die griechische Flotte geankert. Von dieser Küste aus hatte das griechische Heer auf britischen Befehl hin anatolischen Boden betreten. Die Soldaten kamen zu der Zeit, als die Bauern die Gerste abgeerntet hatten und sie gerade dabei waren, sich an die Weizenernte zu machen. Dann, im Jahr 1922, genau zur selben Zeit, fuhren sie wieder aufs offene Meer hinaus. Diesmal aber ließen sie eine brennende Stadt hinter sich zurück. Man konnte mitten in der Stadt noch die Stellen sehen, wo der Brand getobt hatte: öde, leere Lücken zwischen den Häuserreihen.

Ahmet sah plötzlich einen reitenden Türken vor sich, der sich durch die Flammen einen Weg nach Izmir bahnte. Warum gerade ein einzelner Reiter? Einer aus einem Dorf um Adana. Warum gerade aus einem Dorf um Adana? Er trug die Fahne in der einen und das blanke Schwert in der anderen Hand. Der erste Reiter aus Adana, der damals, 1922, nach Izmir gekommen war – wo war er jetzt, 1925? Was macht

er? Auf dem Gut welches Herrn ist er Knecht? Untertan? Und die griechischen Kommunisten? Nicht die, die wegen Aufwiegelung des griechischen Heeres an die Wand gestellt wurden. Die liegen Seite an Seite mit den Unsrigen, mit den einfachen Soldaten, in anatolischem Boden. Aber die anderen, die ins Gefängnis geworfen wurden? Sind sie immer noch auf einer der griechischen Inseln hinter Gittern?

Ahmet ging die Straße weiter hinunter. Unten angelangt, betrat er ein Kaffeehaus hinter der Kaistraße. Er bestellte Käse, Simit, Tee und eine Wasserpfeife. Hatte ich den Freunden nicht gleich gesagt, daß mich Şükrü Bey abwimmeln würde? Aber nein, die anderen hatten darauf bestanden, daß ich zu ihm gehen sollte. Dein Onkel findet sicher Arbeit für dich . . . Das hat er dann ja wohl auch. Man muß die legalen Möglichkeiten soweit wie möglich ausnützen . . . und das haben wir gemacht. Wenn er nur der Polizei nichts von mir sagt, der Onkel Şükrü Bey. Er bestellte nochmals etwas Käse und Simit. Nicht einmal zum Essen haben sie mich eingeladen! Er bestellte bei dem Kellner, der die Wasserpfeife brachte, noch einen Tee. Er wird mich der Polizei melden. Vielleicht hat er sogar schon angerufen. Wenn sie tatsächlich die Ittihat-Anhänger in die Zange nehmen, steht Şükrü Bey bestimmt ganz oben auf der Liste.

Bisher hatte Ahmet nur zweimal in seinem Leben eine Wasserpfeife geraucht, und das war in Istanbul. Von der Wasserpfeife in Izmir wird aber erzählt, daß sie jeden umhaut, der sie nicht gewöhnt ist. Und das stimmt wohl auch, denn Ahmet wird es ganz schwindlig. Er schließt die Augen, und langsam weicht die Dunkelheit einem strohgelben Leuchten. – Hallo Anuschka –

Plötzlich spürte er einen brennenden Schmerz an seiner linken Seite, wie bei einem Messerstich. Er öffnet wieder die Augen. – Leb wohl Anuschka –

Ein Kerl betritt das Lokal, sieht sich um, als suchte er jemanden, und setzt sich dann an den Tisch links neben mir. Unter seinen riesigen, aufgequollenen, halb geschlossenen Augenlidern hervor beobachtet er mich. Er trinkt seinen Kaffee aus und geht. Um ein Haar hätte ich den Kellner gefragt, wer der Kerl am Nebentisch war.

Ahmet verließ das Cafe. Inzwischen war es Spätnachmittag geworden, aber die Steine flimmerten immer noch von der Mittagshitze. An einer der ausgebrannten Stellen stand Ahmet plötzlich dem Meer gegenüber. Ein nacktes Meer. Genauso nackt wie die Brandstelle. Auch ich bin jetzt splitternackt und fühle mich von allen Seiten beobachtet.

Er bog in die Seitenstraße ein und ging in eine Moschee. Es stank nach faulenden Strohmatten und Fett. Neben der Kanzel kniete ein blinder, junger Mann in zerfetzten Kleidern und betete Koranverse. Seine Füße waren sauber und schwierig.

Ahmet blieb stehen und lehnte seinen Kopf an die Wand.

Als Ahmet noch klein war, las ihm sein Großvater vor dem Einschlafen aus den Versen der Mesnevi vor, anstatt ihn mit Wiegenliedern in den Schlaf zu singen.

Kaum aus dem Internat entlassen – dort war Beten und Fasten Pflicht – hörte ich mit beidem augenblicklich auf. Und den Koran hatte ich nie richtig lesen gelernt. Die heiligen Schriften haben mich immer mehr verwirrt als erbaut. Aber ich war gläubig. Oder besser gesagt, ich dachte nicht daran,

daß Gott nicht existieren könnte. Dann, eines Tages, viel später, kam mir der Gedanke, daß die Gläubigen ihre guten Taten vollbrachten, um belohnt zu werden oder um in den Himmel zu kommen und unsterblich zu werden.

Ob Gott tatsächlich existierte, spielte eine untergeordnete Rolle. Und Sünden vermieden sie nur deshalb, um nicht in die Hölle zu kommen oder bestraft zu werden. Diese Unfreiheit und Selbstsüchtigkeit der Gläubigen erschütterte mich, als wäre ich selbst nie gläubig gewesen. Ahmet versuchte damals, und daran erinnerte er sich, als wäre es erst gestern gewesen, so zu leben, daß er frei von der Erwartung einer Belohnung, aber auch von der Furcht vor Strafe war. Ein weiterer Grund, daß ich mich Gott leicht entziehen konnte, war, daß ich die Hodschas in Anatolien kennenlernte. Diese Männer hatten weder mit meinem Derwisch-Großvater noch mit dem Religionslehrer im Internat, der ständig Krawatten und Kneifer trug, noch mit dem Imam unserer Moschee in Üsküdar, der von Geist und Witz nur so sprühte, auch nur die geringste Ähnlichkeit. Wie der Drache, der in vielen Märchen vorkommt, saßen sie am Brunnen und ließen niemanden Wasser holen. Neben ihnen flatterte das Banner des dunkelsten Terrors, das Banner des Ungebildetseins, des Aberglaubens, der Doppelzüngigkeit und Intoleranz.

Ahmet schief ein, den Kopf an die Wand gelehnt. Er wachte auf und blickte auf die Uhr. In der Moschee war es ganz dunkel geworden. Drei Alte kamen herein. Mit ihren weißen Bärten und ihren geflickten Jacken glichen sie einander wie Drillinge. Der blinde Gläubige betete immer noch.

Ich bin so traurig. Verdammt noch mal.

*»Höre im Lied, das die Flöte erzählt,  
wie sie der Schmerz der Trennung quält.«*

Ahmet ging hinaus und blieb in dem Lichtkegel der Laterne stehen, die an dem Tor zum Moscheehof hing. Auf der Schwelle saß jemand. Er sah so aus wie der Bettler, den ihm Şükrü Bey gezeigt hat. Oder auch nicht. Das heißt, ich bin also doch verfolgt worden. Er ging an dem Bettler vorbei. Das heißt, Şükrü Bey hat, kaum daß ich weg war ... Möglich aber auch, daß mich Şükrü Bey gar nicht angezeigt hat, sondern daß mir der Kerl von selbst gefolgt ist. Am Morgen hatte ihm Ismail genau erklärt, wo sie sich treffen würden, sobald es Abend war. Ahmet bildete sich ein, hinter ihm ginge jemand, aber sich jetzt umzudrehen wäre eine große Dummheit. Er ärgerte sich, weil sein Herz wie rasend schlug. Unvermittelt hielt er an der Ecke an. Er drehte sich um. Niemand da. Die Lichtfetzen, die aus den Fenstern der Häuser drangen, bestätigten, daß bestimmt niemand da war. Er bog nach links ab. Entweder ich habe den Kerl abgehängt, oder ich bilde mir das alles nur ein, verdammt nochmal.

Ismail saß auf der untersten Stufe, auf den Überresten einer Steintreppe und zog an seiner Zigarette, die er in der hohlen Hand verborgen hielt.

Sie machten sich gemeinsam auf den Weg. Der Mond ging auf. Die Straße schlängelte sich an den dunklen Holzhäusern mit ihren Erkern entlang. Alles ist lautlos – einsam.

Ich bin ein winziger Fisch.

Genau dieses Gefühl hatte ich auch damals, in jener Mondnacht, in der ich aus einem dunklen Zug stieg und durch die mir neue, unbekannte Stadt Charkov wanderte.

Sie gingen aus der Stadt hinaus. Das Rattern eines Motors erfüllte die lautlose Stille der Mondnacht. Ich wurde immer

nervöser. Wir gingen jetzt eine staubige Straße entlang. Weder ein Haus noch ein Baum waren zu sehen. Wir kamen an den Fuß eines kargen Hügels. Von hier war der Motorenlärm wesentlich deutlicher zu hören. Auf halber Höhe des Hügels lag eine einsame Steinhütte, die keine Fenster hatte.

»Woher kommt dieser Motorenlärm, Ismail?«

»Eine Stunde von hier entfernt pumpen sie Tag und Nacht Wasser herauf.«

Ismail öffnete das riesige Vorhängeschloß an der Holztüre der Steinhütte. Er zündete die Petroleumlampe an. Ahmet setzte sich auf eins der beiden Klappbetten.

»Es sieht ja so aus, als hättest du gewußt, daß ich komme.«

»Das eine Bett ist noch von Ziya.«

Die Hütte hatte nur einen einfachen Lehm Boden. Ismail holte aus dem Fliegenkästchen Brot, Käse, Tomaten, Gurken, Salz und eine Flasche Wasser.

»Bist du sicher, daß uns niemand gefolgt ist, Ismail?«

»Die Kerle sind ja nicht aus Luft, mein Freund. Wir hätten sie bemerkt.«

Ahmet stand auf. Er biß ein Stück von der Gurke ab. Dann trat er mit dem Fuß gegen den Lehm Boden.

»Hoffentlich stoßen wir nicht auf Felsen.«

»Wieso sollten da auch Felsen kommen? Spaten und Schaufel sind da. Holz und eine Säge bringe ich später mit.«

»Daß ich bei dir bin, weiß niemand, nicht wahr, Ismail?«

»Ich habe den Freunden nicht einmal gesagt, daß du angekommen bist.«

Er begann langsam sich auszuziehen.

»Deinen Koffer hole ich von der Aufbewahrung ab. Du solltest dich nicht zuviel in der Stadt zeigen.«

Er hatte jetzt nur noch seine Leinenunterhose und das Unterhemd mit den abgerissenen Knöpfen an. Man sah jetzt



sehr gut, wie groß, braun und jung seine Hände waren. Ahmet klopfte den Boden noch einmal mit den Füßen ab.

»Morgen messe ich hier alles genau ab und zeichne einen Plan.«

»Ich glaube, Höhe und Breite dürften nicht weniger als zweieinhalb Meter sein. Ach, und wenn du schon beim Zeichnen bist, dann kannst du ja gleich ein Porträt von mir machen.«

»Ist deine Fabrik weit von hier, Ismail?«

»Eine Stunde ungefähr. Ich stehe beim Morgengrauen auf.«

Er stellte seinen Wecker, dessen Klingelgehäuse größer war als der Wecker selbst. »Von Ziya.«

Er schob ihn unter das Kopfkissen. »Damit er dich nicht weckt.« Ahmet begann sich auszuziehen. Ismail zog sich die Decke bis ans Kinn hoch.

»Im Fliegenkästchen ist Tee, Zucker und so. Ahmet, der Gaskocher ist in der Ecke. Er ist noch von Ziya. Jetzt blas bitte die Lampe aus.«

»Soll ich die Tür zumachen?«

»Wenn du trotz des Mondlichts schlafen kannst, laß sie offen. Dann haben wir frische Luft. Ziya konnte so nie schlafen.«

Ahmet trug jetzt nur noch seine kurze Unterhose und ein dünnes Unterhemd.

Die harten Fasern der Decke kratzten Ismail am Kinn. Dreizehn Jahre später, im Jahr 1938, wird Ismail im Militärgefängnis von Ankara sechs Monate lang in Einzelhaft liegen. Die Isolierzelle ist ebenfalls aus Stein gemauert, das Fenster ist vergittert, es hat aber keine Scheiben. Im Winter wird es hereinschneien. Der Boden ist aus Zement. Und Ismail wird sich dort an diese Nacht erinnern. An diese Nacht, in der ihn die Fasern der Decke am Kinn kratzen und Ahmet vergeblich versucht, die Lampe auszublasen ...

»Dreh doch den Docht der Lampe herunter, Ahmet!« Ahmet blies die Lampe aus, ohne an dem Docht zu drehen.

Das Mondlicht floß durch die offene Tür herein. Ismail begann ganz leise zu schnarchen. Und der Motor machte tak tak, tak tak. Ahmet drehte sich nach rechts, dann nach links. Er drückte seine Augen fest zu und öffnete sie dann wieder. Er setzte sich im Bett auf. Das Mondlicht schien ihm jetzt direkt ins Gesicht. Und der Motor machte tak tak, tak tak. In Üsküdar, in der Strandvilla, bin ich oft so im Bett gesessen und habe dem Stampfen der Schiffe zugehört. Der Schiffe auf ihrer Fahrt ohne Anfang und Ende ...

Ahmet stand auf und nahm aus seiner Hose, die er über den Hocker geworfen hatte, Zigaretten und Streichhölzer. Beinahe wäre dabei die Pistole aus der hinteren Tasche gefallen. Ich kann überhaupt nicht richtig schießen, aber warum trage ich sie dann immer noch mit mir herum, verdammt noch mal! Er setzte sich auf die Türschwelle und zündete sich eine Zigarette an. Unten lag die Straße im Motorengeräusch.

Ich hebe den Kopf und schaue in die blauen Augen des Mädchens, das wie ich Kartoffeln schält. Es ist gegen Mittag. Draußen schneit es in Moskau. In der Küche der Universität aber ist es warm. Warum nimmt das Mädchen, das mir gegenüber sitzt, den Schal nicht ab, den sie um Kopf und Schultern gelegt hat? Links neben mir sitzt mein Professor für ökonomische Politik. Rechts von mir der Iraner Hüseyinzade, ein Student. Neben ihm SI-YA-U, ein Chinese, ebenfalls Student. Neben ihm die Frau des Rektors: ein Eierkuchen, der zu stark aufgequollen ist. Neben ihr sitzt jemand, den ich nicht kenne, seiner Nase nach dürfte es ein Russe sein. Neben ihm schließlich das Mädchen mit den blauen Augen. Neben ihr Petrosyan. Er trägt auf der Brust seines am Hals

seitlich geknöpften Hemdes den Orden mit der roten Fahne. Petrosyan ist Sekretär der Parteizelle der Universität. Wir alle sitzen im Kreis auf Holzbänken um einen riesengroßen Kübel und haben Küchendienst. Wir nehmen aus den Säcken Kartoffeln, die so gottverdammst krumm und erdig sind, schälen sie und werfen sie dann in den Kübel. Zwischendurch tragen immer wieder je zwei Personen den Kübel weg und leeren ihn in eine große, mit Wasser gefüllte Wanne.

»Du bist dran, Ahmet!«

Ich stand auf.

SI-YA-U drehte sich zu dem blauäugigen Mädchen:

»Du auch, Anuschka!«

Anuschka stand auf. Sie war hochgewachsen. Ich nahm den Kübel auf der einen Seite, sie auf der anderen. Ihre Beine konnte ich nicht sehen, weil sie Filzstiefel trug. Wir leerten den Kübel aus, und sie wusch sich danach an der Wasserleitung die Hände. Sie hatte lange, rundliche Finger und weiße Hände.

»Sie werden ja wieder schmutzig, Anuschka!«

Sie antwortete nicht.

»Arbeitest du in der Kanzlei?«

»Seit wann sind wir per du?«

Ich wußte wohl, daß die älteren Parteimitglieder, die aus intellektuellen Kreisen stammten, per Sie waren. Aber die Jugend auf der Universität duzte sich, um sich von vornherein näher zu sein. Ich ärgerte mich:

»Du scheinst wohl zu den alten Aristokraten zu gehören, was?«

»Sie sehen auch nicht gerade wie ein Proletarier aus!«

Beim Mittagessen suchte ich Anuschka vergeblich im Speisesaal, was mich aber nicht daran hinderte, meine fettlose Kohlsuppe, in die ich Schwarzbrot hineingebröckelt hatte, heißhungrig zu verschlingen. Den lauwarmen Tee, der eine fatale Ähnlichkeit mit Abwaschwasser hatte, trank ich ebenso gierig.

Der Schnee, der seit dem Morgengrauen in dichten Flocken auf Moskau niederfiel, wurde gegen Abend weniger und hatte schließlich ganz aufgehört. Erst als es Nacht wurde, begann es wieder ganz fein zu schneien. Heute schiebe ich eine Wache nach der anderen. Jetzt sitze ich auf der Ladefläche eines Lastwagens, der im Hof der Universität steht und mit Kisten voll getrockneter Fische beladen ist. Der Lastwagen ist so spät gekommen, daß wir ihn nicht mehr abladen konnten. Meine Füße in den derben Soldatenstiefeln sind eiskalt. Ich sollte hinuntersteigen und im Schnee herumgehen, das hilft. Und so machte ich es auch. Ich trampelte mir die Füße warm. Vom Hof aus konnte ich den Turm des Strastnoj-Klosters sehen. Ein Schlitten glitt vorbei. Die Mütze des Kutschers war voller Schnee. Die Leute im Schlitten waren wohl Nepmanen. Man konnte das aus ihren Pelzen und Kleidern schließen. Wenn man Wache schiebt, gehört es sich bestimmt nicht, daß man singt. Dabei hätte ich jetzt mit Begeisterung ganz laut den Budyonni-Marsch gesungen: Dayosch Warsowa, dayosch Berlin! Auf nach Warschau, auf nach Berlin! Das kommt wahrscheinlich davon, daß ich das Gewehr an meiner Seite so fest halte oder weil ich die Nepmanen gesehen habe. Ich schaue den Strastnoj-Boulevard entlang, der in Dunkelheit und im Schnee ganz ruhig vor mir liegt.

Ich hörte ein Geräusch. Sogleich dachte ich an das Unwahrscheinlichste: »Vielleicht ist es Anuschka!«

Ich drehte mich um. Neben mir, im Schein einer Lampe, steht ein Bespirizorni, eines jener Kinder, die weder Eltern noch eine Heimat haben. Es ist von Kopf bis Fuß in Lumpen gehüllt, nur ein winziges Fleckchen ist offen: dort glänzen seine Augen mitten in seinem völlig verdreckten Gesichtchen. Seine winzige Nase ist rot vor Kälte. Er mag etwa zwölf Jahre alt sein.

»Hallo, Onkelchen.«

»Hallo.«

»Der Fisch duftet, Onkelchen.«

»Kann schon sein.«

»Ist der ganze Lastwagen voll mit Fisch?«

»Ja, voll mit Fisch.«

»Schiebst du schon lange Wache, Onkelchen?«

»Ja, schon lange.«

»Der Fisch duftet.«

»Kann schon sein.«

»Wenn du mir einen Fisch gibst, Onkelchen.«

»Das geht nicht.«

»Ich habe Hunger.«

»Hast du heute noch nichts mopsen können?«

»Nur eine kleine Tasche und die war leer.«

»Es gibt doch für euch so eine Hilfsstelle, wo ihr zu essen bekommt. Warum gehst du nicht dorthin?«

»Ich liebe die Freiheit, Onkelchen.«

»Woher kommst du denn?«

»Vom Wolga-Ufer.«

»Und wie bist du hierhergekommen?«

»Zu Fuß, mit dem Zug, im Schlafwagen.«

»Du meinst wohl, in dem Kasten zwischen den Rädern?«